

# LAISSEZ FAIRE, LAISSEZ ALLER

## NIKLAS LUHMANN'S SYSTEMTHEORIE UND DER KOLLAPS DES FINANZSYSTEMS

≡ Sibylle Tönnies

Als vor einigen Jahren der Finanzmarkt kollabierte, sahen sich die westlichen Staaten gezwungen, den Banken riesige Summen aus Steuermitteln zur Verfügung zu stellen, um von der Allgemeinheit einen unabsehbaren Schaden abzuwenden. Der Kollaps des Finanzmarkts war vorhersehbar gewesen und auch vorhergesehen worden. Wenn die westlichen Staaten der Finanzwirtschaft trotzdem so vollständig die Zügel überlassen hatten, lag dem ein breiter Trend des Zeitgeistes zugrunde. Hier soll gezeigt werden, dass dieser Trend seinen theoretischen Ausdruck in Niklas Luhmanns Systemtheorie gefunden hat.

Diese Theorie hat die Lockerung, die man als Wendung zum Ultraliberalismus bezeichnet, schon Jahrzehnte zuvor geistig vorbereitet. Sie hat die Gemüter weichgemacht fürs *laissez faire, laissez aller*; sie hat sie dazu verführt, das Allgemeinwohl als Richtschnur für staatliches Handeln aufzugeben und den Staat zu einem nebengeordneten Teilsystem zu degradieren. Sie hat die herkömmliche und vernünftige Vorstellung, dass über dem Tummelplatz der wirtschaftlichen Interessen eine Instanz stehen muss, die das Allgemeinwohl vertritt – der Staat – über Bord geworfen. Sie hat das Hegel'sche Konzept, dass es ein »Allgemeines« geben muss, das, im Unterschied zum »Besonderen«, nicht von Eigennutz, sondern von der Vernunft regiert wird, aus den Köpfen beseitigt.

In der Systemtheorie wurde der Begriff des Allgemeinwohls aus dem Sprachgebrauch entfernt; man nutzte die Tatsache, dass er veraltet klang, und setzte keinen neuen an seine Stelle. Dabei wurde das traditionelle Konzept, in dem die Wahrung des Allgemeinwohls der objektive Staatszweck ist, eher still an die Seite gedrängt, denn offen bekämpft. Vielmehr stellte man es in verfremdeten Begriffshüllen und auf unangemessen hoher Abstraktionsebene – gemeinsam mit jeder Art von zielgerichteter Ausrichtung – in Frage. Das Konzept von einem objektiven Staatszweck wurde in der generellen Überzeugung, dass nichts in der Welt Sinn und Zweck habe, leise ertränkt.

Überhaupt, mit dem Verwerfen des Konzepts des Sinnes zerstörte Luhmann »die alte Erwartung, dass es so etwas wie letzte Gründe der Ordnung menschlichen Zusammenlebens geben müsse – Sinnstiftungen, die man

früher als kosmische Ordnung vorzufinden meinte oder auch als Gesellschaftsvertrag konstruiert hatte.«<sup>1</sup> Oder: »Jene sinnbildenden Prozesse, denen man früher letzte Weltauslegungen zuschrieb, werden heute gar nicht mehr auf der Ebene der Gesamtgesellschaft institutionalisiert. Sie sind an relativ gut profilierte Teilsysteme delegiert und dort im Interesse höherer Leistung funktional spezifiziert worden.«<sup>2</sup> Oder: »Die wichtigsten, die klassischen Reduktionsleistungen, die dem Verhalten in der Gesellschaft Struktur geben, werden heute nicht mehr als Natur der Gesellschaft und damit als ethisches Gebot, sondern als Leistung gesellschaftlicher Teilsysteme institutionalisiert.«<sup>3</sup>

Zu den Raffinessen der Systemtheorie gehörte zudem, dass normative Äußerungen auch stilistisch vermieden und Zustände, die eingefordert wurden, deskriptiv als das bezeichnet wurden, was »heute« bereits der Fall sei. So verbarg sich hinter den scheinbar beschreibenden Formulierungen der erbitterte Kampf gegen den regulierenden Staat, bis hin zu seiner rücksichtslosen Verdrängung durch die ethisch ungebundenen »Teilsysteme«. Sollte der Leser andere Zustände als wünschenswert erachten, musste er sich als ein Stück des alten Eisens fühlen, zu dem auch das traditionelle Staatskonzept geworfen wurde. Auf diese Weise wurden Staat und Wirtschaft in immer neuen Begrifflichkeiten solange miteinander verwurstet, bis ihr prinzipieller Unterschied unerkennbar war.

Schon die Forderung nach einer allgemeinen Deregulierung des Wirtschaftsverkehrs war hinter Luhmanns Beschreibung des Spiels der Teilsysteme kaum zu erkennen – die Forderung, speziell den Geldverkehr zu deregulieren, war noch weniger auszumachen. Nur in einem ganz frühen Luhmann'schen Text finden wir die ungehemmte, bodenlose Kreditvergabe als gefährlichen, kribbelnden – und dennoch erstrebenswerten – Zustand beschrieben, den Luhmann sich nicht scheut, »Transzendenz« zu nennen:

»Dass Banken mehr Geld ausgeben können, als sie einlösen können, dass man Autorität für Äußerungen in Anspruch nimmt, die man nicht voll und ganz beweisen kann – dieses Leben auf Kredit ist Grundlage gesteigerten Erfolges und gesteigerter Gefährdung zugleich. Diese Übersteigerungen funktionieren auch dann, wenn sie durchschaut werden, sofern man darauf vertrauen kann, dass niemand die Konsequenz aus dem Durchschauen zieht, weil jeder weiß, dass sie trotzdem funktionieren. Mit unserer alten substantiellen Tugendmoral der Ehrlichkeit oder des ›Mehr Sein als Scheinen‹ kann man sozialen Kunstbauten dieser Art kaum gerecht werden. Vielleicht kündigt sich in ihnen eine Art von ›Transzendenz‹ an, die wir in der Philosophie der ontologischen Transzendenz vergeblich suchen.«<sup>4</sup>

1 Niklas Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: Theodor W. Adorno (Hg.), *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages in Frankfurt a. M. 1968*, Stuttgart 1969, S. 253–266, hier S. 259.

2 Ebd., S. 260.

3 Ebd., S. 261.

4 Niklas Luhmann, *Grundrechte als Institution. Ein Beitrag zur politischen Soziologie*, Berlin 1965, S. 118.

Komplexität, Kontingenz, Autopoiesis – diese Begriffe verwendete Luhmann zur Begründung der Unmöglichkeit oder Schädlichkeit von vernünftiger Regulierung. Bei ersterem ging es nicht um die Einsicht in die Kompliziertheit der Verhältnisse. Denn diese Einsicht ist trivial und würde dazu motivieren, die Gegebenheiten zu vereinfachen und ihre Komplexität so weit zu reduzieren, dass sie durchschaubar und regulierbar würden. Es ging bei der Betonung der Komplexität der Verhältnisse darum, sie so zu verstehen, dass sie *zu* komplex seien, als dass man sie durchschauen könnte; es ging darum, sie als hyperkomplex anzusehen – und damit als unregulierbar.

Gegenüber sehr hoher Komplexität – und sie wurde überall konstatiert – gelte es, die normativ-ethisch begründeten Festlegungen aufzugeben und stattdessen auf alles gefasst zu sein, was die Verhältnisse aus sich heraus von selbst produzieren. Auf hohe Komplexität, so drückte sich Luhmann aus, werde »besser durch Lernprozesse als durch kontrafaktisches Festhaltenwollen vorgegebener Erwartungen reagiert.«<sup>5</sup> Er bekämpfte jede Haltung, die bestimmte Vorstellungen davon hat, wie die Verhältnisse sein sollten (zum Beispiel: wirtschaftlich stabil) – jede Haltung, die zu wissen meinte, dass gewisse Zustände besser seien als andere, statt sich lernbereit auf das einzurichten, was gerade kommt.

In seinem scheinbar deskriptiven Stil behauptete er so den bereits erfolgten »Führungswechsel« zwischen zwei Erwartungstypen: »daß [...] nicht mehr Normen [...] die Vorauswahl des zu Erkennenden steuern, sondern daß umgekehrt das Problem lernender Anpassung den strukturellen Primat gewinnt.«<sup>6</sup> In diesem Fahrwasser fanden sich viele Nachfolger. Karl-Heinz Ladeur schrieb eine »Ethik der Komplexität«, die tatsächlich die Verabschiedung der Ethik war.<sup>7</sup> Sie richtete sich gegen »eine, an einer einheitlichen Vernunft orientierten Ethik«<sup>8</sup>; Ladeur ersetzte sie durch eine »transversale«, heterogene Vernunft [...], die mehr Optionen bereithält, die mit pluralen Rationalitätstypen, Handlungsfeldern, Institutionen operiert, die Blockierungen vermeidet, produktive Relationierungen zwischen und innerhalb von Handlungsnetzen modelliert.«<sup>9</sup> Er pries eine „experimentelle Gesellschaft, die mit selbstgeschaffener Komplexität operiert« und „mehr Möglichkeiten entwickelt, um die paradoxe Erwartung des Unerwarteten durch Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zu ermöglichen.«<sup>10</sup>

Mit dem Begriff der Kontingenz suggerierte Luhmann, dass alles, was geschehe, auch anders geschehen könne, dass alles dem blinden Zufall und keiner planbaren Kausalität unterworfen sei – und auch deshalb unregulierbar. Er hatte dabei Anschluss an viele Strömungen, die gerade in Mode waren und auf dieselbe Botschaft hinaus liefen. Ein großer Teil der Philosophie hatte

5 Ders., Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975, S. 63.

6 Ebd.

7 Karl-Heinz Ladeur, Ethik der Komplexität und gesellschaftliche Institutionen, in: Ethik und Sozialwissenschaften, Jg. 1 (1990) H. 1, S. 74–76.

8 Ebd., S. 76, Hervorhebung im Original.

9 Ebd.

10 Ebd.

sich in den letzten zwanzig Jahren vor dem Millennium die Aufgabe gestellt, das abendländische, aristotelisch geprägte Denken zu unterminieren, das von regulärer Kausalität und der Planbarkeit der Verhältnisse ausgeht. Immer wieder wurde dabei die Quantenphysik herangezogen: Unter Berufung auf die zufällige, nicht determinierte Bewegung kleinster Teilchen im Molekül wurde dem Denken der Boden für jede vernünftige Zielsetzung unter den Füßen weggezogen. Man begeisterte sich für Chaos – und Spieltheorien, in denen das Planbare keine Grundlage mehr hatte. (Schlichter, aber in dieselbe Richtung gehend, trat Ulrich Beck mit seiner Propagierung der »Risikogesellschaft« auf.)

Um den Begriff der »Autopoiesis« – der »Selbst-Setzung« – wurde viel Wind gemacht. Dabei ist er nur eine Neufassung der alten aristotelischen Abgrenzung des Organisch-Lebendigen vom Artifizialen. Die Fähigkeit des Organischen, seine Elemente selbst herzustellen, wurde in der neuen Begriffsbildung über das Lebendige hinaus als Eigenschaft der gesellschaftlichen Teilsysteme ausgegeben. Auf diese Weise wurde die hohe Legitimität des Lebendigen, das heilige »O rühret nicht daran!« auf gesellschaftliche Einrichtungen übertragen, die durchaus artifizial und damit fragwürdig sind. Hätte man statt »autopoietisch« das Wort »organisch« verwendet, hätten viele warnende Glocken geläutet. Denn dieser Begriff ist in den Gesellschaftstheorien schon zu oft missbraucht worden.

Mit dem Begriff der Autopoiesis jedenfalls konnte Luhmann behaupten, dass die Intaktheit der Verhältnisse nicht das Resultat des Handelns bewusster Akteure sei, sondern sich aus dem blinden Selbsterhaltungsstreben der Teilsysteme automatisch ergebe. Viele Begriffe, die mit dem Wörtchen »selbst« anfangen, wurden dazu eingesetzt. Alles, was sich als selbsttätig, selbstreferent und selbstreguliert bezeichnen ließ, kam zu Ansehen. In Luhmanns Fahrwasser wurden unzählige Beschreibungen von Teilsystemen, die sich selbst in den Schwanz bissen, angefertigt. Da Selbstbezug jedoch schnell in seltsame Schleifen führt, wurde die Beschäftigung mit Paradoxien als intelligent angesehen, während alle Versuche, die gesellschaftlichen Verhältnisse durch vernünftige Planung zu verbessern, als unbelehrt und naiv hingestellt wurden.

Allerdings: Es lässt sich nicht von der Hand weisen, dass es in der Gesellschaft tatsächlich Kräfte gibt, die am besten »von alleine« funktionieren, Kräfte, deren bewusstloses Zusammenspiel nicht gestört werden darf. Ihre Selbstregulierung wurde von Adam Smith als Lenkung einer »unsichtbaren Hand« bezeichnet. Diese Kräfte sorgen dafür, dass die materiellen Grundbedürfnisse einer Gesellschaft befriedigt werden, ohne dass dazu eine staatliche

Planung nötig wäre. Dafür sorgt das freie Zusammenspiel der Teilsysteme, deren Selbstsucht erwünscht ist, weil sie durch das Wirken der Konkurrenz ausgeglichen wird.

Die Tradition des klassischen Liberalismus wurde von Luhmann jedoch eher gemieden. Nur so konnte die Tatsache im Nebel bleiben, dass er die erstaunlichen Leistungen der unsichtbaren Hand unzulässiger Weise von der Wirtschaft auf die anderen »Teilsysteme« übertrug und auch den staatlichen Funktionen eine Selbstreguliertheit zuschrieb, von der im klassischen Liberalismus nie die Rede war. Nach Luhmanns Ansicht verträgt nicht nur die Wirtschaft, sondern auch kein anderes Teilsystem die Herrschaft starrer, womöglich auf Stabilität gerichteter Maximen. Auch nicht das Teilsystem Staat.

Komplexität, Kontingenz, Autopoiesis – mit diesen Begriffen haben sich die Intellektuellen in den achtziger Jahren ihre Verbesserungsabsichten nehmen lassen. Als sie ihre fundamentalistischen Umsturzbestrebungen gescheitert sahen, ließen sie sich gern davon überzeugen, dass die Welt zu komplex sei, als dass man sie verstehen könnte, dass die Vorgänge zu kontingent und die Verhältnisse zu sehr auf sich selbst bezogen seien, als dass sie ein Eingreifen vertragen. »Let the flow flow!« wurde die neue Devise. Die zynische Verachtung aller Weltverbesserungspläne war die Pose, in der sie ihr gestörtes Selbstbewusstsein wieder finden konnten.

Mit seiner prinzipiellen Staatsablehnung rannte Luhmann bei den Linken ohnehin offene Türen ein. Nach sozialistischer Ansicht war diese ungeliebte Institution zum Absterben verurteilt; in einer durch und durch gerechten Gesellschaft sollte der Staat seine Funktion verlieren. Luhmann lehrte, dass sich dieser Gedanke auch auf eine ungerechte Gesellschaft übertragen ließ. Denn diese normative Unterscheidung wurde zum alten Eisen geworfen.

**Dr. Sibylle Tönnies**, geb. 1944, ist Juristin, Soziologin und Publizistin. Sie arbeitet als Lehrbeauftragte für Soziologie an der Universität Potsdam.